Teil 1

Die Maske

1 Der Tänzer

Jene *Katze* würde sich in ihn verlieben und der *Kardinal*, der mit ihr schäkerte, ihn zum Freund wollen. Mit solchen biografischen Pannen musste Henry rechnen.

Eben kehrten die Musiker der Band vom afrikanischen Büfett zu den Instrumenten zurück. Ein Segel, vom Poolpavillon zu den Bäumen gespannt, markierte die Bühne. Afrikanisch waren die Speisen, weil die *Katze* eine mitleidende Seele und gute Beziehungen zur hiesigen Flüchtlingskolonie hatte. Die Schlagstöcke quer im Gebiss, schraubte der Drummer seinen Hocker höher. Die Sängerin schnalzte probend ins Mikrophon: »tsa-tsa, tsa-tsa«. Und aus dem beleuchteten Pool huschten überschüssige Lichtflocken über Musiker, Gäste und die Sträucher im Park.

Die Stimmung an Bellinis Festivität war nach drei Stunden noch so zwitterhaft wie der Anlass selbst. Wie jedes Jahr hatten Aldus und Sibylle zu ihrem *Venezianischen Maskenfest* eingeladen. Fügsam war man kostümiert oder zumindest maskiert erschienen. Beim Pavillon bemühte sich der weiße *Pulchinella* um die azurblaue *Colombina*, die ihrerseits den gelben *Pantalone* hinter Schnabelmaske umwarb. Am Büffet schenkte sich der *dottore* unter rotem Dreispitz selbst nach und übersah das Glas der perlenbekränzten *Zauberin*. Und die besagte *Katze* beobachtete ihren *Kardinal*, wie er den bekanntlich skrupellosen *Brighella* neutralisierte: Er prostete ihm höflich zu.

Allerdings hatten die meisten Gäste weniger Aufwand betrieben und sich bloß eine *baútta* übergeworfen. Violett, blau oder aubergine schimmernd, verhüllten ihre Capes einfach die normale Bekleidung. Als *larva* trugen viele nur Augenmasken; auffällig beliebt waren goldene mit blaumelierten Federn. Dass die Festivität nicht zum rauschenden Karneval wurde, lag vielleicht auch am übernatürlich leuchtenden Pool, der den herbstlichen Park blau illuminierte. Rund fünfzig Gäste verloren sich mehr oder minder in der

Matthäus-
Münster

weitläufigen Anlage... Seinerzeit war das anders gewesen! Beim alten Salvatore Bellini hatte man noch stimmmungsmächtig gefeiert, der fastnächtlichen Unzeit zum Trotz!
Einige Gäste hatten ihre Maskerade bereits aufgegeben. Auch bei der Katzenfrau baumelte die Augenmaske nun unterm Kinn. Ihr Fell bestand aus einem hautengen Overall aus Plüschstoff. Am Hintern fehlte allerdings ein Schwanz, wie Henry festgestellt hatte. Dabei war dieses Anhängsel für Katzen doch unverzichtbar, um nach freiem Fall auf allen Vieren zu landen... Erfahren hatte er bereits, dass sie Victorinne heiße, eine bekannte Performance-Künstlerin und die Freundin des Kardinals in violetter Robe sei. Der war in Wirklichkeit lutherischer Pfarrer am Matthäus-Münster. Ob seine Verkleidung als Kirchenfürst auf einen gewissen Geltungsdrang schließen ließ? Nur hatte den bestimmt jeder hier. Alle wollten sie besser sein, als sie waren. Derart harmlose Ansprüche waren nichts für ihn. Er, Henry, wollte nicht besser, sondern musste perfekt sein. Nur so würde er seiner Bestimmung genügen können, glaubte er.
Die Band hatte mit einem Schlager aus den Siebzigern eingesetzt, *Sugar Sugar* – wohl von den *Archies*, vermutete Henry. Eigentlich mochte er keine Musik außer Jazz und der musste grimmig und schwarz sein.
»Macht Severin sich nicht gut? Geben Sie zu, mein Sohn wäre ein schöner Kardinal!«
Henry wandte sich um. Nach dieser Frage war ihm die Identifikation der alten Dame natürlich ein Leichtes: Sie musste Severins Mutter, die Mutter des Kardinals, sein. Ihr langes Kleid schien nur aus zufälligen Faltenwürfen eines blauen Stoffes zu bestehen. Es stand ihr ausgezeichnet. Die Drapierung war offensichtlich nicht Verkleidung, sondern ein raffinierter Stil. Ihr Beitrag zur Maskerade war einzig eine zerschlissene Federboa über ihrem Arm, deren Enden sich im Gras kringelten. Warum hatte sie diese grauenvolle, rosafarbene Schlingpflanze nicht längst entsorgt? Als schöne Alte war sie Henry vom Gastgeber, Aldus Bellini, beschrieben worden. Das traf zu! Sie hatte so gar nicht Ältliches an sich, obwohl sie bestimmt

fünfundsiebzig oder mehr war. Trotz Stoffwust war ersichtlich, dass sie schlank war. Ihr weißes, noch dichtes Haar trug sie lang und offen, einer *Squaw* gleich. Kam dazu, dass ihre Wangen markant und die Nase leicht gebogen war. Zu den Schläfen hin fächerten sich kleine Fältchen auf. Braun die Augen, die ihn Antwort heischend musterten. Als ob Sie ihre Augen zwischen ironische *Gänsefüßchen* gesetzt hätte, dachte Henry. Er mochte sie auf Anhieb.

Aldus hatte ihm noch mehr verraten: »Körperlich ist die Lady immer noch auf dem Damm. Ihren Bewegungen siehst du bis heute die Tänzerin an. Um ihren Verstand steht es nicht mehr so gut. Manche finden es wohl erfrischend, aber für mich lässt sie zusehends den Anstand vermissen. Doch vielleicht ist das ja bloß die altersgemässe Verwirrung.«

Jetzt stand diese Unanständige oder Verwirrte mit erhobenem Kelchglas vor Henry, um mit ihm anzustoßen. In Widerspruch zu ihrer heiteren Miene klang ihre Stimme kehlig rau:

»Sie sind also Henry Lauterbach! Frisch zugezogen, willkommen! Verraten Sie mir doch, was ein weltgewandter Mann wie Sie in unserem braven Städtchen sucht. Verstecken Sie sich vor den Gläubigern?«

Henry entschied blitzschnell, ihre Provokation zu überhören. Lächelnd hob er ihr sein Glas entgegen und stieß mit ihr an. Sie nahmen einen Schluck. Aber ihr Blick über den Glasrand forderte unnachgiebig Antwort.

Die blieb Henry erspart, weil ihnen Aldus Bellini im Vorbeigehen zurief, das sei sie nun, die begnadete Tänzerin, von der er geschwärmt habe. Und die Sängerin der Band habe eine fabelhafte Stimme! Gleich werde sie seinen Lieblingssong bringen. Und er entschwand mit hingebungsvollem Johlen: »*Volare, hoho, cantare, hoho, il mare... dipinto di blù...«,* wobei er sich in den Hüften wiegte. Es wirkte eher ungünstig. Ungerührt sagte die alte Dame:

»Wer sich so bewegt, versteht was vom Tanzen. Also nehme ich sein Lob für bare Münze. Was nur beweist, wie zügig ich vergreise. Verraten Sie mir endlich: warum ausgerechnet dieses Kaff?«

6

Als kleinster Nebenstrang: die Entwicklung der Zauberin, stets gerüchteweise.

Diesmal bestand Henrys Zeitgewinn aus Fiona und Fabio, den beiden Bellini-Kindern. Fiona hüpfte auf und ab, und ihre schwarzen Locken machten mit. Sie mochte zehn sein, ein rundliches, hübsches Kind, vermutlich als Schneewittchen gemeint. Der etwas ältere Bruder Fabio war eindeutig ein Pirat. Er blickte grimmig, aber seine Mimik war wohl immer etwas düster. Schwarzhaarig auch er. Sein Krummsäbel löcherte die Luft und er schrie, Henry sei entführt und müsse sofort mitbekommen. Er solle nicht immer schwatzen, sondern wieder mit ihnen spielen.

»Fort mit euch. Der bleibt hier«, griff die Alte ein. Und weil die Kinder weiter an Henry rissen, setzte sie nach: »Schluss jetzt. Sucht euch ein anderes Opferlamm!«

Das wirkte, und Henry staunte. Rabiat mochte die Frau sein, wirr jedoch nicht. Eher verriet ihre schnelle Zunge einen ebensolchen Verstand. Eine Verbündete diesen Kalibers ist nie unnütz, ging ihm durch den Kopf und dass *Opferlamm* doch einen seltsamen Beiklang habe...

»Ab hinter die sieben Berge,« kommentierte die Alte den Abgang von Schneewittchen und Pirat, stutzte und korrigierte sich: »Hinter die sieben Meere! Im Übrigen, geschätzter Herr Lauterbach, falls Ihnen mein Name noch nicht zugetragen wurde: meine Stola hier ist eine farbige Eselsbrücke.«

Rosa! Henry lachte. Sogleich war ihm eingefallen, dass jemand Severins Mutter als *Mama Rosa* erwähnt hatte.

»Rosa, nicht wahr? Aber blau steht ihnen besser.«

»Das ist vermutlich ein Kompliment. Sobald was Langsames kommt, werde ich Sie zum Tanz auffordern. Ihre Frau hat bestimmt nichts dagegen, wenn Sie mit einer Greisin tanzen. Wo steckt sie denn, ihre Frau – Barbara, stimmt doch?«

Natürlich war dieser Mama Rosa bewusst, dass niemand sie als Greisin wahrnahm. Ob sie von ihm Einspruch erwartete? Wohl nicht. Henry schaute sich um. Seine Frau Barbara saß auf einer der Hollywood-Schaukeln, von denen nicht weniger als vier dem Schwimmbad entlang aufgereiht waren. Nach Henrys Einschät-

zung war bereits eine einzige dieser Wippen ein Missgriff, deren fünf aber eine Peinlichkeit.

Neben Barbara saß Aldus Bellinis Frau: Sibylle, die Gastgeberin. Als er den festlichen Park betreten hatte, war sie mit der Begrüßung anderer Gäste beschäftigt gewesen. Also hatte er Muße gehabt, sie von Weitem zu betrachten: groß, schlank, gepflegt, geschätzt fünfunddreißig. Die kastanienbraune Haarfülle um ihr strahlendes Gesicht war in ständiger Schwingung. Sie wirkte glücklich. Als sie ihn entdeckte, eilte sie ihm entgegen. »Da ist er ja, unser viel gepriesener neuer Freund«. Sie war wohl doch über vierzig. Strahlend war sie ja, aber es schien sie Anstrengung zu kosten. Schöne Haut, herzliche Augen, aus schön geformten Lippen kamen herzliche Worte. »Aldus und ich freuen uns sehr, dass sie zu unserem Kreis gesellen.« Und doch dachte Henry unwillkürlich an eine groteske Filmszene, die er kürzlich auf *Arte* gesehen hatte: Perfekt manikürte Finger einer Kosmetikerin schälten die blaugeronnene Haut einer Schönheitsmaske vom Gesicht einer Kundin. Es enthüllte sich ein schönes Gesicht, nur hatte die Maske auch gleich ein Auge mitgenommen.... Fast vereinahmend groß und hellbraun waren Sibylle Bellinis Augen – vielleicht täuschten sie ein Strahlen nur vor. War ihr Blick nicht eher schüchtern?

Henry hatte sich gleich nach der Begrüßung auf ein Spiel mit ihren Kindern eingelassen. Es hatte sich halt so ergeben. Dabei war ihm der mütterlich beobachtende Blick nicht entgangen. Deswegen? Weil sie ihm dankbar war? Jedenfalls hatte ihm Frau Bellini vor einer Stunde überraschend das Du angeboten. Aber das entsprach vielleicht allgemeinem Kleinstadtbrauch.

Eigentlich wäre es ganz nützlich, wenn ihm Rosa diese Gesellschaft etwas entschlüsselte. Wer verbarg sich hinter der immer noch maskierten Zauberin, die als Einzige tanzte? Wer war der Schlaks in Badehose, der am Poolrand sitzend seine Zehen betupfte, als ob er deren Vollzähligkeit überprüfte? Und was war dran am Gerücht, Kardinal und Pfarrer Severin würde nächstens zum Professor der Theologie berufen werden?

Nachdem Henry auf seine schaukelnde Barbara gedeutet hatte, bedurfte es nur weniger Fragen, um Mama Rosas Wissensschatz anzuzapfen. Sie wusste alles und gab es gerne und mit Witz preis. Binnen einer halben erfuhr Henry mehr über Städtchen und Einheimische als während seiner ersten zwei Monate. Die Zauberin war die Gemahlin des Bürgermeisters. Der war auf dem Sprung in die Landesregierung. Seine Frau hielt ihm zu Hause brav die Töpfe warm. »Eine Vermummung verrät ja immer, wie jemand *nicht* ist«, kommentierte Rosa.

Aldus Bellinis Geschäfte gingen nicht besonders gut. »Er kämpft aber tapfer. Ach, er tut mir manchmal leid. Ich kannte schon seinen Vater , den grossen Salvatore.«

Sibylle wisse wenig von den Schwierigkeiten der Bellini-Firmen. Aldus wolle sie nicht belasten. Sie arbeite als Schöffin am Gericht der nahen Kreisstadt. »Fast möchte ich sagen, dass Gerechtigkeit Sibylles große Leidenschaft ist. Das gefällt mir. Sie kommt aus einfachem Haus. Jetzt leben die Bellinis ja auf grossem Fuß, sogar auf zwei grossen Füßen... Aber manchmal vermute ich, dass Sibylle latent ein schlechtes Gewissen hat. Daneben macht sie seit Kurzem Sterbebegleitungen. Dort geht es sozusagen um die finale Gerechtigkeit.« Rosa legte Henry die Hand auf die Schulter, blitzte ihn spöttisch an und kicherte: »Bei Sterbegleitungen fühlt man sich gleich viel jünger. Auch Sie werden sich sehr jung fühlen, wenn Sie mit mir tanzen.«

Henry lachte schallend: »Ich werde vor allem damit beschäftigt sein, nicht zu stolpern.«

»Gut so. Sie müssen nicht überall perfekt sein.« Sie tätschelte ihm die Wange und setzte ihre Tour fort:

Der Zehen zählende Jüngling war der Sohn der Katzenfrau, also Victorinnes Sohn. Er hieß Maurice, war einundzwanzig und spielte in einer Band, »die zweifellos von den Ohrenärzten gesponsort ist« (Henry schloss zielsicher auf *Heavy Metal*). »Aber er ist mir lieb, der Junge! Ganz helle da oben, und ganz reizend da drin.« Rosa tippte auf Stirn und Herz. Sie schaute sich um. Mit offenem

weißen Haar, listigem Blick und markanten Gesichtszügen war sie jetzt ganz die indianische Späherin, die einen gegnerischen Stamm beobachtet. Wen ihr Blick erfasste, wurde knapp skizziert: Name, Eigenheiten und hierarchische Stellung im Stammgefüge. Bei den männlichen Individuen erwähnte sie auch Jagdglück, bei weiblichen Eheunglück. Eigentlich bot sie Henry eine Kabarettnummer. Nur war es ein bißchen viel. Er konnte sich nicht alles merken. Manches deutete sie auch bloß an. Klar wurde Henry, dass im Städtchen mehrere Häuptlinge wirkten, die noch andere Gelüste hatten, als die Friedenspfeife zu rauchen. Aldus Bellini, zwei andere Unternehmer, ein Bankier namens Loretan, ein Zeitungsverleger und der Bürgermeister gehörten zum inneren Kreis.

»Falls mein Sohn seine Theologieprofessur kriegt, werden sie ihn auch aufnehmen. Solche Zirkel brauchen ja immer auch etwas Ethik«, beschloss Rosa das Thema.

Ihr umherschweifender Blick fiel auf Victorinne, die auf der Schaukel mit zwei der Schwarzen redete. Ihre Hände flatterten, als gehe es um Leben oder Tod. Rosa sagte: »Sie tut diesen Flüchtlingen, diesen *Sans Papiers*, nur Gutes, wo immer es geht. Sie hat es ja eingefädelt, dass die hier am Fest gegen gutes Geld ihre Kochkunst vorführen konnten. Sind fast alles Senegalesen. So ein illegales Leben ist kein Leben. Also kämpft Victorinne für sie, ganz im Sinne der Urchristen. Sie glauben gar nicht, wie sehr sie meinen Sohn Severin damit ängstigt: Seine Lebensgefährtin überträgt theologischen Prinzipien ein zu eins in die Praxis. Furchtbar!«

Victorinne sei mit Herzblut dabei. Genau so kümmere sie sich um einen invaliden Buben aus Ruanda, aber das sei eine andere und traurige Geschichte. Rosa zog sich die Unterlippe zwischen die Zähne und kniff kurz die Augen zusammen, als müsse sie zur Besinnung kommen. Wie um Halt bemüht, verkündete sie ein Fazit: »Während Sibylle ein Faible für die Gerechtigkeit *hat*, so *ist* Victorinne die Gerechtigkeit! Sie werden Sie noch kennen lernen. Von dem Temperament, das sie hat, sollte sich mein Sohn Severin mal was ausleihen.« Rosa kicherte: »Das müssten Sie mal erleben,

wie es in unserem ehrwürdigen Pfarrhaus zugeht, wenn Victorinne den Stuck von den Decken brüllt, der Herr Pfarrer die Türen knallt und mein geliebter Rocker seine Riffs übt.«
»Und sie mitten drin als Friedensstifterin?«
»Sehe ich so aus? Liebespaare brauchen das scheinbar! Es nennt sich Streitkultur. Aber jetzt sind Sie dran. Wie wäre es mit etwas Klatsch über Sie? Erklären Sie mir zum Beispiel, wie Sie unseren *Monsieur Banquier*, den Loretan, rumgekriegt haben!«
»Wegen des Segelclubs? Das ist weniger als ein Gerücht!«
Rosa hob mahnend den Zeigefinger. Loretan selbst hatte ihr vor einer Stunde anvertraut, der Club wolle «diesen Henry Lauterbach« in den Vorstand aufnehmen. «Berufen«, hatte der Bankier gesagt, was die Sache besser traf. Wenn der Stamm dieses Städtchens so etwas wie einen Ältestenrat hatte, dann war es dieser Vorstand. Wer drin war, hatte den gesellschaftlichen Ritterschlag empfangen. Der alte Bellini hatte den Club gegründet und jahrelang beherrscht. Sohn Aldus hatte das Präsidium geerbt. Jedoch hatte ihn Loretan vor zwei Jahren abgelöst. Für Aldus war das eine Degradierung gewesen, und männiglich hatte draus geschlossen, dass Bellini juniors Geschäfte *aus dem Ruder liefen*. Segler können so etwas ja beurteilen...
Rosa lächelte Henry unter Einsatz aller ihrer *Gänsefüßchen* an: »Es ist aber ein Gerücht aus erster Hand! Ist Ihnen klar, dass es eine große Ehre für Sie ist?«
»Ich will niemandem den Rang ablaufen. Ich bin erst zwei Monate hier. Und meine Segelkünste sind wohl etwas eingerostet. Ich segle immer noch lieber mit dem Wind.«
Henrys Antwort reizte die Alte zu einem geistreichen, aber spöttischen Exkurs über Edelmut und die Windrichtungen auf dem See. Zu wissen, woher der Wind wehe, sei immer nützlich, und zweifellos habe Henry die Nase dafür. Auch eine gewisse Windschnittigkeit sei sowohl beim Segeln wie auch in der *Societé* von Nutzen. Im Übrigen sei das seglerische Können kein Kriterium zur Vorstandstauglichkeit. Severin, ihr Sohn, sei zum Beispiel ein erst-

klassiger Segler und dennoch nicht im Vorstand. Er wäre aber sehr gerne drin, ergänzte sie nach einer vieldeutigen Pause. Rosas Einschätzungen gehörte eindeutig in die Kategorie Provokation, zumal sie nun zu spekulieren begann, warum man Henry ins Auge gefasst habe. Vielleicht sei es nur seiner reizenden Frau Barbara und seiner ebenso reizenden Tochter Lilith wegen. Oder vielleicht...

Sie brach ab, weil zunehmend Gäste in Hörweite gerückt waren. Am Arm zog sie ihn zu den Korbsesseln unter der Trauerweide. Dabei wäre sie beinahe in die Statue des Jünglings geprallt, der seine Nacktheit hier diskret im Zweigenvorhang verbarg. Dieser Nackte wisse, was sich gehöre, kicherte sie.

Diese Schlagfertigkeit versetzte Henry einen Schrecken. Er hatte den hurtigen Gedanken, die Alte verfüge über hellseherische Fähigkeiten, sei sogar eine echte Hexe... Aber sie amüsierte ihn ja auch! Er mochte sie, so viel war ihm klar. Und doch gab er sich im Stillen den Rat, diese Mama Rosa nie zu unterschätzen. Im Übrigen wollte er selbst ganz sachlich bleiben.

»Lilith ist nicht meine Tochter. Sie stammt aus Barbaras erster Ehe. Im Moment tun wir uns etwas schwer miteinander.«

»Sie als der böse Stiefvater? Das kann ich mir gar nicht vorstellen. Das Städtchen ist doch des Lobes voll über Sie. Alle schätzen Sie.«

»Lilith ist da etwas anderer Meinung«, sagte Henry.

Er fragte sich, ob ein Seufzer angebracht wäre. Lilith war wirklich ein Problem. Gestern Nacht war er von dem Gedanken überrascht worden, diese junge Frau stelle seine Achillesferse dar. Er hatte ihn als absurd verscheucht. Schließlich war er weder Krieger noch wollte er es zum Kampf kommen lassen. Aber die Alte schien ohnehin kein Interesse am Thema zu haben. Stattdessen nahm sie ihm den Seufzer ab: »Herrje! Diese Halbwüchsigen!« Aus ihrem Mund klang es ungewöhnlich banal.

Ein Gesicht teilte die Äste: »Da sind Sie ja!« Durch den Vorhang schob sich ein Gesandter aus *Fantasia*; jedenfalls eine Gestalt im schillernden Kostüm. Es war aber der Rektor der Universität, laut Rosa »offenbar als weltbekannter Forscher gerühmt«. Er wolle

nicht stören, sondern nur anmelden, dass er gerne mit Henry ein paar Worte..., aber das habe noch Zeit, er sei drüben an der Bar. Und fort war er wieder.

»Ein weltbekannter Forscher?«, erkundigte sich Henry.

»Stadtbekannt. Ein Chemiker. Er war mit Aldus und meinem Sohn Severin auf dem gleichen Internat. Alle drei flogen sie raus, aber das ist wiederum eine andere Geschichte. Später arbeitete er für den alten Bellini. Der finanzierte ihm ein paar Forschungen. Die Patentrechte teilten sie sich. Das Kläuschen gehört auch zu denen, die durch den alten Bellini vermögend wurden.«

»Dieser erste Bellini muss eine überragende Persönlichkeit gewesen sein, selbst wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was mir zugetragen wurde.«

»Alles stimmt. Salvatore! Der Kerl war wahnsinnig. Wahnsinnig skrupellos und wahnsinnig sympathisch. Ein Teufelskerl, der einem vereinnahmte, ohne dass man es wollte. Salvatore Bellini! Dabei war er am Ende wirklich fett. Aber selbst das machte er mit seinem Charme wett.«

Rosa schien ihr Thema gefunden zu haben, denn nun überkam sie der Eifer, als sei es *hier und jetzt* ihre Pflicht, Salvatores Biografie auszubreiten. Sizilianer war er gewesen. Stammte aus bitterarmer Familie. Die Schneiderei hatte er gelernt. Mit neunzehn erhielt er eine Stelle als Zuschneider in einer kleinen Kleiderfabrik in Venedig. Fünf Jahre später war er der Padrone.

»Großartig!« warf Henry ein.

»Finden Sie? Man sagt, ein paar Freunde aus seiner Geburtsstadt hätten seinen Aufstieg etwas beschleunigt.« Rosas Mimik war ohne jede Wertung.

Salvatore Bellini schuftete. Das Vermögen wuchs. Die Fabrik wurde größer. Er heiratete die Tochter eines *Comte* und hatte mit ihr vier Töchter. Er begann mit eigenen Kollektionen. Er kaufte sich in eine Firma ein, die Textilmaschinen herstellte. So kam er erstmals in den Norden. Darauf beschloss er, aus Italien wegzugehen. Vielleicht, weil die Ehe gescheitert war. Aus irgendeinem Grund wählte

er sich dieses Städtchen. Er kam allein, ohne Familie. Er kaufte sich diese Villa mit Park, Schwimmbad, direkt am See natürlich. Als er zuzog, war er bereits ein vermögender Mann. »Aber richtig reich wurde er erst in den Jahren darauf«, sagte Rosa heftig schnaufend, »und gleichzeitig massig und schwer!«

Der Erfolg hielt an. Er heiratete wieder. Sohn Aldus kam zur Welt. Das Imperium hatte mittlerweile einen Namen bekommen: *Création Bellini*. Er galt als schnell, masslos, großzügig und laut. »Er lachte, als ob er das Donnern persönlich erfunden hätte«. Als er vor neun Jahren starb, gab es Bellini-Boutiquen von London bis Miami, von Tokio bis München. In einem halben Dutzend eigener Fabriken produzierte er seine Textilien. Noch in der Woche vor seinem Tod hatte er sein Textilmuseum in Rom eröffnet.

»Aber ein Patriarch verschwindet nicht wirklich, selbst wenn er im hölzernen Pyjama steckt. Dafür sorgte er bereits mit seinem Testament. Für Aldus war es eine Katastrophe. Für mich fiel im Übrigen auch etwas ab. Aber das gehört nicht hierher.

«Rosa räusperte sich und schwieg.

»Sie waren ihm nahe?«

»Ach, ich war wieder mal etwas redselig. Vergessen Sie es.«

Ein sympathischer Teufelskerl, kam Henry in den Sinn. Er spähte durch die Zweige zum Pool hinüber. Die Band schien etwas freudvoller zu spielen als zu Beginn. Erstmals fiel ihm auf, wie warm und sinnlich die Sängerin klang. Den Song kannte er aber nicht. Niemand tanzte. Einige standen in ihren prachtvollen *Tabaros* herum und hörten zu. Rosa wickelte sich bedächtig Schlaufen der Federboa um die Hand, bis diese in einem rosafarbenen Muff verschwunden war.

»Damals trat ich hier immer in herrlich kitschigem Rosa auf. Zweihundert und mehr Gäste waren da. Ausnahmslos alle erschienen wir in exquisiten venezianischen Kostümen. Im Herbst zwar, weil Salvatore darauf versessen war, das Fest im Schwimmbad enden zu lassen. Aber es war eine Tartüfferei vom Feinsten! Salvatore wusste, wie Stimmung gemacht wird. Er hatte zudem die reizende Idee,

stets die aufreizendsten seiner Mitarbeiterinnen ans Fest zu bitten. Auch schöpften wir nicht eigenhändig aus afrikanischen Töpfen, sondern wurden vom berühmten Maestro Ernesto Barrotto mit einer *cuisine à cinque étoiles* verwöhnt.«

Das Lied verklang. Man applaudierte begeistert. Als das Sextett zu einem Salsa ansetzte, kam überraschend Bewegung in die Herumstehenden. Plötzlich waren viele am Tanzen. »Kommen Sie«, sagte Rosa, »wir schauen uns das aus der Nähe an.«

Die zwei schwarzen *Sans Papiers* saßen jetzt allein auf der Schaukel. Victorinne hatte sich zu Kardinal Severin gesellt, augenfällig bemüht, ihn zum Tanzen zu animieren. Doch der war ganz ablehnendes Kopfschütteln, wobei er einmal auf die Schwarzen wies. Ob er Victorinne ermunterte, einen von ihnen zum Tanz aufzufordern? Henry war jäh gespannt. Rosa, welche die Szene ebenfalls mitbekommen hatte, murmelte: »Das wagt sie noch nicht.«

Die Tanzenden schufen endlich etwas venezianische Atmosphäre. Bei jedem Schwung verströmten die Kostüme nun Glanz und Glimmer. Eine kleine Metamorphose hatte stattgefunden. Magische Gestalten statt Gäste, Farbenpracht statt Gerede. Und im spiegelnden Wasser des Pools imitierten tanzende Farbgeister das Spiel im Park. Wie nun die Sängerin schmelzend einfiel, kamen Henry die *grande feste* des Patriarchen vor Augen: Ein Gewoge aus zweihundert schillernder Kostümen, herausragend aber, als tanze er auf einem Podest, der alte Bellini. Sein Wanst schwingt herum. Er lacht schallend. Wogend der Busen seiner Blondine im tief ausgeschnittenen Kleid. Warum bloß schaut sie so verkniffen?

Mit angespanntem Gesicht stand Victorinne, die Katzenfrau, vor ihm: ob er mit ihr tanzen wolle?

»Er darf nicht«, stellte Rosa klar, »ich habe ihn bereits für den Altersnachmittag reserviert. Wollen wir, Henry?« Rosa übergab ihm ihr Glas, um sogleich die Tanzfläche anzusteuern. Verblüfft beschaute Henry seine nunmehr zwei Gläser. Ähnlich überfahren guckte Victorinne darauf. Sie fand, seine *Greiferchen* hielten die Kelche eher unbeholfen. Eben noch der alerte Mann, war er nun

ein hölzerner Geselle. Gleich würde er sich mit einer Floskel abmelden und der Alten nachstolpern. Doch blitzte in diesem Moment ein winziges Lachen aus Henrys Augen. Victorinne war sich sicher, darin einen Funken Unverschämtheit erkannt zu haben. Im Übrigen waren seine Hände gepflegt. Und die Gläser hielten sie eigentlich ganz locker...

»Natürlich muss ich ihr gehorchen. Sonst enterbt sie mich«, entliess Henry aus kaum geöffneten Lippen. Schon wieder war Victorinne verblüfft. Ganz eindeutig hatten seine Mundwinkel dabei gezuckt! Wie gerne hätte sie jetzt eine witzige Entgegnung – verflixt, sie war doch nicht etwa befangen!

Doch Henry war schon auf dem Weg, rief aber noch zurück, er würde sich gerne mal mit ihr über ihre Kunst austauschen. Sie sah ihm nach. Bei der Tanzfläche angekommen, winkte er ihr zu, bevor ihn Mama Rosa einfing. Oh, dieser Unverschämte tanzte gut! Natürlich war Rosa eine souveräne Partnerin, die auch schlechte Tänzer zu beflügeln verstand. Aber das war es nicht. Henry tanzte ganz ausgezeichnet. Nach kurzer Zeit standen die beiden im Mittelpunkt. Die anderen räumten ihnen respektvoll Platz ein. Die Sängerin klatschte ihnen sogar zu. Es war einfach ein Genuss. Und eben dieser Tänzer hatte ihr, Victorinne, gerade ein unverschämtes Zwinkern gezeigt... Wo war eigentlich seine Frau? Dort tanzte sie mit Aldus Bellini. Sie fiel hier auf, gerade weil sie niemanden ausstach und es offensichtlich auch nicht darauf angelegt hatte. Natürlich und sympathisch wirkte sie. Kaum geschminkt. Halblanges, dunkelblondes Haar, praktisch geschnitten. Ihr schwarzes, wadenlanges Kleid hätte bestens zum Konzertauftritt einer – was käme in Frage – einer Cellistin gepasst. Einzige Referenz ans Kostümfest waren lange Ketten aus bunten Glasperlen, die sich fröhlich um Hals und Brust ringelten. Doch, diese Barbara war hübsch, doch auf eine reizend unaufdringliche Weise. Vielleicht ist sie ja etwas langweilig und gehemmt, dachte Victorinne und ärgerte sich sogleich über diese Abschätzigkeit. Wie einfältig und durchschaubar von ihr, dieser Frau vorschnell ein paar Mängel zu attestieren. Wa-

rum unterlief ihr das überhaupt noch!
Wo war eigentlich Sibylle? Die saß immer noch am Pool und beobachtete die Tanzenden durch eine an Stäbchen befestige Halbmaske. Wo hatte sie die her? Farblich passte die jedenfalls nicht zu ihrem Kostüm. Aber es passte ihr wohl auch nicht, wie enthemmt ihr Aldus diese Barbara herumschwang, vermutete Victorinne. Im Übrigen waren ihre *Sans Papiers* dabei, den geplünderten Serviertisch wieder etwas gefälliger zu machen. Das Fest hier war eine große Sache für sie. Der Auftrag hatte ihren Stolz angestachelt. Als sie im Pfarrhaus das Menü geplant und Listen schrieben hatten, war Shandar, ihr verlässlichster Helfer, ins Schwärmen geraten: »Vous voyez, tout le monde va étre ravi, toute la *Hautevolée* de la ville!«
Hautevolée! Die anderen waren kaum aus dem Lachen herausgekommen. Zugegeben, es war ein lautes chaotisches Treffen gewesen. Das hatte ihr Severin spätabends auch zu spüren gegeben. Missmutig hatte er sie gefragt, was am Erstellen einer Liste eigentlich so lustig sei. Gereizt war er im Grunde, weil er sein Unbehagen über ihr Engagement für die *Sans Papiers* nicht zu äußern wagte. Was hätte er, Verkünder der Nächstenliebe, dagegen ins Feld führen können? Eben nichts! Vor Wochen hatte sie ihn gefragt, wie er zum Kirchenasyl stehe. Sie planten eine Aktionswoche. Es müsse in die Medien, wie unerträglich der Alltag der Illegalen sei. Severin wäre ihr fast an die Gurgel gesprungen. Aus seiner empörten Antwort, einem widersprüchlichen Wortschwall über Legalität, Naivität und Kriminalität, konnte sie eigentlich nur eines schließen: Er hatte Angst. Aber wovor? Dort stand er, zupfte an seinen Augenbrauen und sah zu. Sie hätte ja eigentlich wissen können, dass er ihr den gemeinsamen Tanz ausschlagen würde. Schon mehrmals habe er ihr erklärt, »an solchen Festen« tanze er nie. Was waren *solche Feste?*
Jetzt wischte er sich den Nasenrücken und Victorinne schaute weg und herum. Sibylle saß immer noch auf ihrer Schaukel.

»Der *Capitano* ist ein bißchen zu gut!«
Natürlich war Henry gemeint, der immer noch mit Rosa tanzte

Ital.

und als einer der wenigen Gäste ganz korrekt eine traditionelle Figur der *Commedia dell' arte* gab: Capitano, der Unruhestifter. Die goldfarbene Maske hatte er allerdings schon früh abgelegt.
»Meine Kinder sind ganz verrückt nach ihm«, fuhr Sibylle fort.
»Tanzen kann er, stimmt! Du hast doch nichts dagegen?« Und Victorinne setzte sich.
»Der Capitano passt so gar nicht zu ihm. Er ist doch kein Draufgänger. Eher das Gegenteil. Du hättest sehen sollen, wie liebevoll er mit Fabio und Fiona gespielt hat. Es war ein ausgelassenes Versteck- und Rollenspiel. Wie er ihnen Mut machte, wie er die Fantasie der Kinder hervorkitzelte: herzlich und witzig! Was die beiden zu lachen hatten! Einfach perfekt!«
»Was stört dich dabei?»
»Hör mal! Das sage ich ja nicht. Ich sage nur, er ist einfach in allem gut. Zum Beispiel hatten wir ein ganz feines Gespräch miteinander. Es berührte mich, wie er auf mich und meine Arbeit als Schöffin einging. Zudem macht er meine Kinder an diesem faden Fest glücklich. Er ist offenbar erfolgreich. Und zu allem Überfluss tanzt er auch meisterhaft! Was sonst hat er noch zu bieten?«
»Er sieht gut aus?«, schlug Victorinne vor.

Ital.

»Das tut er. Und diplomatisch ist er. Als wir am Reden waren, kam Aldus vorbei. Wollte wissen, wann der Feuerwerker komme. Ich wusste es nicht. Aldus reagierte sich mit einer bösen Bemerkung ab, die ihm sogleich selbst peinlich war. Da sagte unser Capitano-Henry, Aldus habe jedes Recht, ein wenig erschöpft zu sein. Ein fantastisches Fest wie dieses auf die Beine zu stellen, brauche sicher viel Energie. Er gratuliere uns. Er würde sich so etwas gar nicht zutrauen. Und *wie* er das sagte! Nicht schmeichelnd, sondern ganz einfach warmherzig!«
Victorinne kam Henrys Scherz, Mama Rosa werde ihn enterben, in den Sinn. Wie gekonnt er damit den Affront der Alten ihr gegenüber aufgelöst hatte! Humor hat er also auch, dachte sie. Aber sie zischte einer plötzlichen Einflüsterung folgend: »Vielleicht ist er ganz und gar humorlos.«

Sie erschrak über sich selbst. Was verführte sie zu dieser gehässigen Bemerkung? War sie eifersüchtig? Sie wollte doch nichts von diesem Mann! Und doch ärgerte sie sich von Neuem, als Sibylle sagte, hoffentlich, ja hoffentlich habe Henry keinen Humor: »Irgend ein Manko muss er einfach haben. Sonst ist er nicht verkraftbar und eine Grauen erregende Ausnahme, gell?«

»Was erregt euer Grauen?«

Maurice, der Zehen zählende Schlaks und Victorinnes Sohn, hatte sich unbemerkt genähert, seine Hände auf die Rücklehne gesetzt und den beiden Frauenzusätzlichen Schwung gegeben. Offenbar war er im Wasser gewesen. Aus seinem Haar tropfte es, und Victorinne schlug nach der Wasserperle, die ihre entblößte Schulter kitzelte. Maurice nahm es hin, dass weder Sibylle noch seine Mutter antworteten. Während er die Schaukel in Schwung hielt, betrachtete er die Tanzenden. In Wirklichkeit hielt er nach Lilith Ausschau, die er vor drei Stunden kennengelernt hatte. Es war ein nettes Gespräch von geschätzt drei Minuten Dauer gewesen. Man hatte *Basics* ausgetauscht: Wie heißt du? Was machst du? Weswegen bist du hier? *Lilith. Achtzehn. Kunstschule. Anwesend wegen Mutter, Name Barbara, verheiratet mit Henry, Stiefvater.* Man sehe sich noch, damit waren sie auseinander gegangen. Danach hatte Lilith, wiederum geschätzt, eine Stunde lang am Büfett mit den schwarzen Köchen gesprochen, war für weitere anderhalb Stunden abgetaucht, um jetzt seit einer halben Stunde zu tanzen. Allein tanzte sie, ohne Gegenüber. Sie war nicht kostümiert, sondern steckte im rotem Lumber und in Jeans mit grellrotem Gürtel. Daran baumelte eine Fledermausmaske.

Ob er nicht tanzen wolle? Sibylle Bellini sah zu ihm auf. Dieses Mädchen tanze doch auch. Ob er wisse, wer sie sei, ob er sich nicht die Haare trocknen wolle, ob er sich langweile...?

»Welches Mädchen meinen Sie?«

»Die mit der roten Jacke.« Maurice musste zugeben, dass Sibylle Bellinis Stimme arglos klang. Somit konnte auch er unbefangen antworten.

»Lilith oder so. Sie ist von den Lauterbachs.« Er behielt die Tanzfläche im Auge, nahm aber wahr, wie ihn Frau Bellini anstarrte.
»Vom diesem *blonden* Henry? Nicht doch!«, rief sie. Es klang entsetzt.
War etwas mit diesem Mann? Maurice sah hin: Es war doch nett, dass er mit der Alten tanzte. Ansonsten war er die Normalität selbst. Just wurde sein Blick auf Lilith frei. Sehr träge und mit geschlossenen Augen tanzte sie. Weil sie den Kopf in den Nacken gelegt hatte, schwang ihr Haar frei über den Rücken. Schwarzes Haar! Darum also wunderte sich Sibylle.
»Lauterbach ist ihr Stiefvater.«
»Woher wissen Sie das, Maurice?«
Er konnte sich eine Erklärung ersparen, weil die Sängerin übers Mikrofon den »freigebigen« Gastgeber ansagte: »Spendabel und gastfreundlich«, rief sie und übergab an Aldus. Manche klatschten.
»Danke, liebe Freunde«, sagte Aldus. »Danke, dass ihr alle da seid, ihr Pantalones, Colombinas, Pulcinellas. Sibylle und ich haben uns gedacht...« Er kniff die Augen zusammen, weil ihn der Scheinwerfer blendete. »Wo bist du denn...? Senza la mia donna non vulgo niente. Bis sie hier ist, sage ich kein Wort mehr.«
Einige lachten. Sibylle war aufgesprungen. Hinter Maurice rupfte sich ein Paar die Kleider bis auf die Unterwäsche vom Leib und sprang ins Wasser. Als Sibylle neben ihren Mann trat, klatschten einige Gäste etwas zu laut. Aldus wollte ihr das Mikrofon übergeben, was aber misslang, weil es von Sibylles abwehrender Handfläche abprallte und mit einem vielfach verstärkten Klacken auf dem Boden landete. Der beobachtende Maurice dachte, dass Erwachsene einfach peinlich seien... Zweifellos verpasste das laut prustete und quietschende Paar im Becken, was Aldus vorzutragen begann: Tradition und das Haus Bellini, Karneval und die Lebensfreude – und was Sibylle dazwischen rief: Die Nachspeise sei aufgetischt und danach sei das Feuerwerk dran. Aldus schloss:
»Tradition ist ebenso, dass wir jedes Jahr jene begrüßen, die erst-

mals unseren Kreis beehren. Hoffentlich haben Sie alle ein Glas zur Hand. Wir stoßen an auf Henry Lauterbach, unseren Capitano, seine reizende Frau Barbara und Tochter Lilith. Lauterbachs haben das tänzerische Niveaus unseres Festes ganz gewaltig gehoben. Das durfte ich soeben persönlich mit Barbara Lauterbach erfahren. Und Henrys Lauterbachs Darbietung an Rosa Beelers Seite haben wir ja gemeinsam bewundert. Carissimi! Siete i benvenuti nella nostra città!«

Die Wirbel des Drummers würgte den aufkommenden Beifall abrupt. Dafür setzte die Band ein, was wiederum ein großes Geschiebe zum Nachspeisentisch auslöste. Für Maurice war die Sicht auf einmal freigeräumt. Dort am Baum lehnte Lilith, schmal, rotjackig, keuchend, zerzaust, *Kunstschule, Mutter Barbara, Stiefvater Henry.* Sie schien außer Atem, jedenfalls hob und senkte sich das rote Leder über ihrer Brust. Natürlich wirkte das reizvoll, aber darum ging es ihm trotzdem nicht. Ihn beschäftigte einzig, wie er sich ihr so ganz nebenbei nähern könnte. In ihrem Glas steckte ein Trinkhalm, den sie mit schnippenden Fingern am Kreisen hielt. *Diesem Trinkhalm ist sicher ganz schwindlig* – probierte er einen Gesprächseinstieg, der natürlich zu peinlich war. Wenn er ein einfach mal hinüber ginge? Ihr Stiefvater kam ihm zuvor. Maurice sah ihn nur von hinten. Aus seinen Gesten war zu schließen, dass er auf sie einsprach. Zunächst hielt Lilith den Kopf gesenkt, doch blickte sie unvermittelt auf, übergab ihm ihr Glas, nestelte sich die Maske vom Gürtel und wandelte sich blitzschnell zur Fledermaus. Offensichtlich hatte sie soeben ihrem Stiefvater eine Abfuhr erteilt. Der wandte sich um, lächelte irgendwie unpassend und verschwand.

Maurice stand wie gebannt, unfähig, sein Starren abzubrechen. Auf ewig würde er so gaffen müssen, versehen mit lächerlich hängenden Armen. Jemand rief ihn. Er solle das *Tiramisu* nicht verpassen, es sei wahnsinnig lecker. Nochmals rief seine Mutter seinen Name. Jetzt drehte ihm Lilith das maskierte Gesicht zu. Mit einer winzigen Kopfbewegung wies sie in Richtung der Stimme. Darauf schöpfte sie pantomimisch Speise aus ihrer Handkuhle zum Mund

und spielte ein genüssliches Schmatzen vor.
Maurice fühlte sich auf die Schippe genommen. Er brach den Blickkontakt ab und ging *gemessenen Schrittes* zu den Desserts. Dass sich Lilith die Maske ins Haar geschoben, ein scheues Handzeichen gewagt und ihm ein paar Schritte entgegen gekommen war, entging Maurice. Mit erhabenem Stil löffelte er sein Tiramisu, untersagte sich den Nachschlag und machte sich auf den Weg zum See.

Die Plattform, eine Wurfweite vom Ufer entfernt, war rundum mit Töpfen bestückt. In allen steckten Fackeln, die ein flackerndes Karree um den Feuerwerker bildeten, der oben auf einer Trittleiter hantierte und vor sich hin sang. Sein Gesang war von einem rhythmischen Schnalzen unterlegt, vermutlich aus den Hohlräumen unter den Ufersteinen. Auf der Böschung kauerten ein paar dunkle Gestalten. Ihr Gespräch war nur ein Raunen, was Maurice eingab, dort hockten Verschwörer, die dem Mann auf dem Bock an den Kragen wollten. Der stieg aber höchst gelassen herab, klappte die Leiter zusammen und kam rückwärts und gebückt, offenbar eine Zündschnur abrollend, über den Steg auf Maurice zu. Es war Henry Lauterbach! Hier sei alles bereit, sagte er und erkundigte sich, ob man drüben immer noch tanze. Maurice kamen die ferne Klänge und die raunenden Gestalten noch unwirklicher vor. Dieser Lauterbach machte hier den Feuerwerker? Und war es nicht gefährlich, die Zündschnur über den Holzsteg zu führen?
Er sei doch Maurice, der Sohn der Künstlerin, nicht wahr? Lauterbach war herangekommen und streckte ihm ein Kästchen hin:
»Hältst du mir das bitte mal kurz?«
»Sie sind... Sie machen das Feuerwerk?«
»Um Gottes willen. Der richtige Pyromane sitzt dort drüben. Ich habe bloß den Abspann mitgebracht. Aber bitte, erzähle es nicht herum! Der Feuermeister wird die Box draußen mit einem elektrischen Impuls in Gang bringen. Nur diesen Draht...«
Henry angelte eine Zange aus der Jackentasche und kappte das Ka-

bel von der Rolle. Das Ende schob er in die Klemme am Kästchen und brummte, er verstehe nichts von bengalischem Zauber: »Diese Wunderbox draußen macht alles selbst, hoffe ich jedenfalls. Danke fürs Halten! Lilith sagte mir, eure Band sei toll. Wie heißt sie doch gleich?«

»*Never forever.*«

»Ein Volltreffer! So ist es. Einmal muss Schluss sein«, sagte Lauterbach und nahm Maurice das Kästchen ab. «Also, *toll* sagte sie nicht.« Lauterbach lachte. »Ihr habt ja ein anderes Vokabular. Aber in diesem Sinn war es gemeint. Bis später also.«

Er ging zur Böschung, wo ihn Zurufe empfingen. »Geben Sie es zu, sie sind Berufstänzer, spezialisiert auf Seniorenheime.« – »Mann, Sie haben ja das Tanzfeuer im Leib!« Lauterbachs Antwort, die schallendes Gelächter auslöste, konnte Maurice nicht verstehen. Sie interessierte ihn auch nicht – *toll...*

Huschende Lichtstrahlen und Stimmengewirr im Wäldchen kündigten weitere Gäste an. Es waren hörbar viele, also würde es hier bald losgehen. Ob Lilith mit dabei war? Was genau hatte sie gesagt? Lauterbach würde so etwas doch nicht erfinden! Der war okay, nicht einer, der sich bei Jugendlichen anbiederte. Warum bloß hatte Lilith ihre Maske übers Gesicht gezogen? Komm‘ mir nicht zu nah, hieß das doch. Mein Gesicht geht dich nichts an. Liliths Gesicht! Ihre Augen waren skeptisch oder misstrauisch oder prüfend, jedenfalls grün. War es nicht ein fast fanatisches Grün? Ein undurchdringliches Grün, das alle ungehörigen Blicke abzuwehren vermochte? Er würde es nicht herausbekommen. Er hatte keine Ahnung, und selbst das war nur eine Annahme. Aber eines wusste er: Sie beunruhigte ihn. Sie zog ihn an. Sie war anders, obwohl er sie mit gar niemandem verglich. Nein, falsch! Er selbst war seit Kurzem ein Anderer...

Schon brach die Festgesellschaft kostümiert und aufgekratzt zwischen den Stämmen hervor. Die Horde verwandelte das Ufer im Nu zum Festplatz. Weitere Fackeln wurden entzündet. Durch die Lichtschleier, die der Mond aufs Wasser warf, glitten Schatten

kleiner Wolken. Zauberhaft schön war die Stimmung, aber chaotisch. Vergeblich versuchten Aldus und Sibylle, die Gäste zu den Klappstühlen zu lotsen. Erst als Henry, auf einen Stuhl gestiegen, mit seiner Fackel Feuerschwünge vollführte, bewegten sich alle zur Mole. Den Arm um den Feuermeister, den er vorstellen wollte, nahm Aldus einen neuen Anlauf. Aber niemand beachtete ihn. Da verschaffte ihm Henry Ruhe, indem er seine Fackel zur Verblüffung aller hoch in die Luft schleuderte. Die drehte sich weit oben langsam, stürzte fauchend herab und Henry fing sie auf, als wäre nichts selbstverständlicher. »Oh!«, machte jemand. Henry deutete nur auf Aldus.

»Liebe Freunde...«, sagte der und blieb stecken. Der Feuermeister sprang ihm bei. Man kenne sich ja, und wie jedes Jahr hoffe er, dass alles klappe. Am Schluss sei noch eine besonderes *Bouquet* zu erwarten, gestiftet von einem Gast, der aber nicht genannt werden wolle. Er schlage trotzdem vor – und er begann zu klatschen, rief *Bravissimo* und alle fielen ein.

»Danke, danke!«, rief Sibylle. Es klang nach Aufforderung, endlich zu beginnen.

Es war wie jedes Jahr. Von der Plattform zischten erste Raketen empor, spuckten Leuchtkugeln aus, die harmlos durch den Himmel torkelten, dann aber jäh zu riesigen Funkenschleiern explodierten. Sogleich stießen neue Raketen nach, manche heimlich, andere sprühend und schlängelnd, als wollten sie nie aufhören zu steigen. Magisches Gewitter knisterte durch die Nacht. Taghell wurde es, dann wieder dunkel, noch dunkler, als es gewesen war, besiegelt durch einen schweren Knall, der weit draußen verhallte. Schon breiteten sich neue Farbenpracht aus. So riesenhaft quoll sie auf, dass der Nacht ein für alle Mal der Garaus gemacht wurde – und löste sich doch wieder auf, ein pulsierender Spuk bloß, ein Spiel um nichts. Es war schön wie immer und plötzlich vorbei. In der andächtigen Stille erkundigte sich eine flüsternde Stimme, ob die letzte Kaskade nun das ominöse Geschenk gewesen seien?

Als Antwort kam eine dumpfe Detonation. Von der Plattform

schoss ein Geschwader leuchtender Kugeln empor. Im Verbund stiegen sie an, wurden langsamer und stiegen doch weiter. Zuoberst blieben sie unentschlossen in der Schwebe, als habe sie der Mut verlassen. Es krachte. In alle Richtungen stoben glühende Schlangen auseinander, die sich auflösten. Sekundenlang blieb es still und dunkel. Ein Jaulen, dann explodierte die Nacht an hundert Stellen gleichzeitig. Und am Himmel reckte sich, reckte sich unter grässlichem Knistern – ein Drache! Ein flirrendes Untier mit riesenhaften Tatzen und Schwanz. Gigantisch der Schädel. Aus dem aufgerissenem Maul sprühten Funken – noch ein Schwall, und noch einer. Dann war das Ungeheuer weg. Nur hinter den Augen hielt es sich noch wenige Sekunden, bis auch der Nachbrand verglommen war.

Dass alle gebührend beeindruckt waren, verriet die ehrfürchtig Stille, die sich hinzog, bis der Beifall losbrach. Jemand lachte hysterisch. Noch nie habe er so etwas gesehen, schrie der Bürgermeister, um Rosas Zuruf zu quittieren, er sei doch schon lange in der Politik.

Maurice stand hinter den Stuhlreihen und spähte zum Steg. Dort hatten die Lichtblitze einige Male Lilith erhellt. Aber an ihrem Platz stand jetzt seine gestikulierende Mutter Henry gegenüber. Wahrscheinlich überschüttete sie ihn mit Lobeshymnen auf sein *himmlisches* Finale. Doch nein! Victorinne wusste ja nicht, dass Henry der Drachenspender war. Aber darauf kam Maurice erst, als er zurück am Pool war. Am Rand stand Aldus mit einer Champagnerflasche in der Hand. Er wirkte missmutig und erschöpft. Einige nahmen jetzt ein Bad, darunter der johlender Gerichtspräsident, der alle in seiner Nähe bespritzte und dann unvermittelt Aldus um die Waden packte. Wenn Aldus nicht endlich den Namen des spendablen Gastes herausrücke, lande er im Wasser, drohte er. Aldus bemühte sich erfolglos, freizukommen. Er habe Diskretion versprochen, knurrte er, und es sei auch gar nicht wichtig.

»Natürlich ist es wichtig!«, dröhnte der Richter, »alles ist wichtig.«

»Er will es so.«

»Ah, demnach ein Mann. Wer ist er? Sei kein Spielverderber, Aldus. Wer von deinen Gästen hat es mit den Lindwürmern?«
Erneut versuchte Aldus der Umklammerung zu entkommen. Als das misslang, bedachte er den Präsidentenschädel verärgert mit einem Schwall Schaumwein. Der Richter lachte dröhnend, tauchte unter und prustend wieder auf, um zu brüllen: »Alle mal herkommen. Hier wird getauft, getauft wird hier!«
Maurice verfolgte, wie Aldus im Haus verschwand. Sibylle ging ihm kurz darauf nach. Die schwarzen Frauen waren dabei, das Buffet abzuräumen. Kniend verstauten sie Schüsseln und Platten in Behältern, begutachtet von den Musikern, die stehend ihre Nachspeise löffelten. Vom Pool her kam Kreischen. Lilith war nirgends zu entdecken. Henry und seine Frau Barbara auch nicht. Aber vielleicht waren sie ja am Ufer geblieben. Sicher war es dort jetzt still...
Es war an der Zeit, seiner Mutter mitzuteilen, dass er nach Hause gehe. Ob er sich noch ein, zwei Flaschen Champagner für den Bandkeller *ausleihen* sollte? Er überlegte, wurde sich klar, dass es ein Leichtes wäre, und verwarf es doch. Er hätte ungern zugegeben, dass er dabei an Liliths grüne Augen gedacht hatte.
Von der Rückseite des Pavillons erreichte ihn ein Lachen – unverwechselbar das seiner Mutter und eindeutig ihr trunkenes Lachen. Dort fand er sie auch. Ihr gegenüber lehnte Severin an der Mauer. Die Hände an den Schössen spannte er den aufgeknöpften Kardinalsrock seltsam auseinander. Eine Fledermaus spreizt die Flügel, dachte Maurice. Dass sie ihn der Rhododendren und der Dunkelheit wegen nicht bemerkt hatten, passte ihm gut. Noch hatte er die Wahl zwischen Vortreten und Rückzug.
»Immer schön kuschen!«, lachte seine Mutter.
»Legal handeln ist nicht kuschen!«, gab Severin bemüht sachlich zurück. Offensichtlich war er aufgebracht. »Ich habe auf vieles verzichtet. Fünfhundert Nächte sind es bestimmt, die ich dafür geopfert habe. Ich hätte mir auch eine lustvollere Freizeitsbeschäftigung vorstellen können. Jetzt bin ich nahe dran. Also sind wir gut bera-

ten, etwas vorsichtig zu sein. Ich will diesen konservativen Stockfischen keinen Vorwand liefern. Den suchen sie nämlich.«
»Die nehmen dich, weil du gut bist. Nicht, weil du brav bist!«
»Die nehmen mich, weil ich *berechenbar* bin.«
»Ich jedenfalls habe dich nicht deswegen genommen.«
»Weil ich mich an die Spielregeln halte!«
»Auch deshalb nicht, im Gegenteil!«
»Sondern?«
»Du weißt schon, du Stockfisch!« Victorinne Stimme klang jetzt eindeutig friedfertig, wenn nicht gar zärtlich. Schon drückte sie ihrem Severin einen Kuss auf den Mund. *Verdammt, ich bin doch kein Spanner,* schoss es Maurice durch den Kopf. Aber er vermochte dennoch keinen Entschluss zu fassen. Irgendwie hatte er den rechtzeitigen Abgang verpasst. Und er wollte zu gerne erfahren, wovon ihr chiffriertes Gespräch handelte.
»Ich will es gar nicht wissen, jedenfalls nicht hier!« Das war Severin.
»Vielleicht weiß der eine Severin gar nichts vom anderen Severin.« Das war seine Mutter, die ihren Kardinal erneut küsste. Der stemmte sie von sich: »Ich bin nun mal nicht der spontanste Mann...«
»Lass mich nur. Deshalb hast du ja mich. Manchmal könnte ich dich schütteln. Immer so klug. Was hast du dich immer im Griff!« Und Victorinnes schneller Griff verdeutlichte, was sie meinte...
Für Maurice war es das ultimative Signal, sich sofort, wirklich sofort zurückzuziehen. Das letzte, was er mitbekam, war ein undefinierbares Schnalzen.
Kaum war er außer Hörweite, vernahm er Rosas Stimme: »Komm, Kleiner, fahr mich nach Hause. Mir ist nicht koscher. Dabei habe ich kaum getrunken. Ich will ja schließlich noch ein bißchen leben.« Maurice ging ohne Zögern auf ihren Vorschlag ein.

Als Maurice am Sonntagmittag aus seinem Zimmer kam, saßen Mutter und Severin zeitunglesend am Frühstückstisch. Beide waren in Bademänteln und träger Stimmung. Man habe bis drei Uhr

morgens gefeiert. Am Schluss hätten alle im Pool einen *Slow Fox* getanzt und Champagner getrunken.
»Sehr sehr slow!«, spottete Victorinne. Severin lachte, und fügte an, dass dieser brave Henry höchstselbst und in einem Zug eine Flasche geleert habe. Was hätten sie gelacht!
»Dieser Verrückte soff seinen *Veuve Cliquot* unter Wasser, während er auf dem Kopf balancierte! Wüsste zu gern, wie er das angestellt hat. Stell dir mal das vor! Aber das ist er, ein feiner Kerl. Der tut uns richtig gut.«
»Ach was!«, sagte Victorinne.
Wenn sich meine Mutter verdammt nochmal angewöhnen könnte, dachte Maurice, in meiner Gegenwart ihren Busen *anständig* zu bedecken. Das jedenfalls hat *sie* verflucht nochmal nicht im Griff.